

»Herr, wärst Du hier gewesen, dann wäre mein Bruder nicht gestorben« (Joh 11,21)! Ich kann, liebe Schwestern und Brüder, Marta gut verstehen. Sie trauert gemeinsam mit ihrer Schwester Maria und den anderen um ihren Bruder Lazarus. Er war krank geworden, nun ist er tot.

Der Evangelist Johannes erweckt den Eindruck, als sei diese Krankheit plötzlich gekommen und in das Leben der kleinen Geschwisterfamilie eingebrochen. Jesus erfährt davon durch Boten: »Herr, dein Freund ist krank«.

Ich erwarte eigentlich, dass Jesus jetzt alles stehen und liegen lässt und sich auf den Weg nach Betanien macht und in das Dorf eilt, in dem Maria und ihre Schwester Marta wohnen. Er war ihnen vielleicht sogar etwas schuldig, denn Maria ist die, die ihn mit Öl gesalbt und seine Füße mit ihrem Haar abgetrocknet hat (Joh 11,2). Damit hat sie ihm Anerkennung geschenkt und ihm durch ihr Bekenntnis und Vertrauen auch öffentliche Reputation gegeben. Nun bleibt Jesus einfach da bei seinen Jüngern, weit weg von Maria und Marta, die er doch liebt. Zwei ganze Tage lang voller Untätigkeit.

Ich stelle mir in dieser Situation die Jünger und Jüngerinnen Jesu vor. Einige werden ihn bedrängt haben: »Los, lass uns endlich gehen, wer weiß denn schon, wie gefährlich diese Krankheit ist. Willst du wirklich zu spät kommen? Willst du dir nachsagen lassen, allen hast du geholfen, aber für deine Freundinnen und Freunde bist du nicht da?«

Andere, die eher die Gefahr sahen, waren froh: »Lass uns weitergehen. Es wird mit Lazarus schon nicht so schlimm sein. Er hat doch seine Schwestern. Und so klein ist Betanien doch auch nicht, als dass es dort keine guten Ärzte gäbe. Und außerdem, Jesus, in Judäa wird man dich steinigen. Das mit Betanien ist wirklich keine gute Idee, echt nicht«.

Viel von dieser inneren Zerrissenheit, liebe Schwestern und Brüder, erlebe ich gerade in mir. Ich spüre, dass ich diese Zerrissenheit mit vielen Menschen teile. Von Euch und Ihnen, mit denen ich in Kontakt stehe, lese oder höre ich davon, sehe die Zerrissenheit in unterschiedlichen Profilbildern in den sozialen Medien, in Kommentaren und Beiträgen: »Was ist mit *dieser* Krankheit. Was macht das Virus, das sich rasant über die ganze Welt verbreitet? Sind die Zahlen der Infizierten nun im Vergleich zu anderen ansteckenden Krankheiten klein oder groß? Gibt es ein Gegenmittel? Helfen die Kontaktsperren und die Einschränkung des

öffentlichen Lebens? Was können wir tun? Wie stehen wir den Trauern- den bei – konkret zum Beispiel der Familie des einen Mannes, der in unserer Stadt Bottrop nun an den Folgen von Covid 19 verstorben ist?«

Herr, wärst du hier, dann wäre uns das doch alles sicher erspart geblie- ben. Herr wärst du hier, dann gäbe es doch dieses Leiden nicht, nicht diese Zweifel, nicht die Ungewissheit. Es ist die Angst, die sich hier zurecht Bahn bricht – und es ist der tiefe Wunsch, alles möge doch an- ders, möge auf immer gut sein.

Selten trifft ein Evangelientext genauer in meine Situation als am heuti- gen fünften Fastensonntag. Ich hätte gerne in der Kirche – im Gottes- dienst – über dieses Evangelium gepredigt. Aber dann wäre diese Predigt ganz anderes geworden und ganz anders ausgefallen. Was hält der Text in der konkreten Situation für uns bereit?

Einen ersten Hinweis darauf gibt Marta. Sie sagt: »Aber auch jetzt weiß ich: Alles, worum du Gott bittest, wird Gott dir geben. Jesus antwortet ihr: Dein Bruder wird auferstehen. Marta sagt zu ihm: Ich weiß, dass er auferstehen wird bei der Auferstehung am Letzten Tag« (Joh 11,21–24).

Das Glaubensbekenntnis der Marta ist realistisch und hoffnungsfroh zugleich. Sie weiß, dass durch das Kommen des Messias, nicht alle Fragen der Welt beantwortet sind. Sie weiß, dass es in dieser Zeit weiter Leiden, Sterben und Tod geben wird. Aber sie glaubt und hofft, dass der Tod – trotz seiner zeitlichen Unvermeidlichkeit – nicht das letzte Wort haben wird. Bei der Auferstehung am Letzten Tag, da werden die Verstorbenen wieder zum Leben erweckt, da wird auch ihr geliebter Bruder Lazarus wieder lebendig werden und bleiben.

Vielleicht hatte sie dabei die alte göttliche Verheißung des Propheten Ezechiel im Ohr: »Wenn ich eure Gräber öffne und euch, mein Volk, aus euren Gräbern heraufhole, dann werdet ihr erkennen, dass ich der Herr bin. Ich hauche euch meinen Geist ein, dann werdet ihr lebendig, und ich bringe euch wieder in euer Land. Dann werdet ihr erkennen, dass ich der Herr bin. Ich habe gesprochen, und ich führe es aus – Spruch des Herrn« (Ez 37, 13f).

Allein und nur im Kontext dieser endzeitlichen Hoffnung ist dann das Zeichen zu verstehen, das Jesus tut. Das Zeichen braucht zunächst das menschliche Mitgefühl; Jesus weint und trauert um seinen Freund. Es ist nicht gut, dass er jetzt gestorben ist. Die innere Erregung weist hin auf den Geist des Lebens, der sich Bahn bricht. Das Zeichen geschieht durch ein Befehlswort: »Nehmt den Stein weg!«

Und das Zeichen geschieht im Vertrauen auf den, der ihn, Jesus, gesandt hat: »Vater, ich danke dir, dass du mich erhört hast«. Und dann erschallt der Ruf: »Lazarus, komm heraus!«

Das Zeichen, das Jesus tut ist punktuell. Es erweist ihn als den Messias, als den endgültigen Boten Gottes, der alles zum Guten wendet. Klar ist, dass Lazarus jetzt in dieser Zeit nicht ewig leben wird. Irgendwann – im hohen Alter oder auch schon vorher – wird Lazarus die Augen schließen und sterben, wie wir alle. Aber weil Gott seinen Sohn in die Welt gesandt hat, den er von den Toten auferweckt hat, haben wir das Leben und sollen es in ewiger Fülle haben.

Wir selbst also kommen im Glauben nicht weiter als Marta, Maria und die anderen. Auch Lazarus wird, vom Todesschlaf der Krankheit geheilt, noch einmal vor die Frage gestellt: »Glaubst du das? Glaubst du dass ich der Messias bin?«

Liebe Schwestern und Brüder, wir können nicht aus unserer Haut heraus. Wir können nicht aus dieser Welt herausspringen. Unsere Welt ist die Bedingung, unter der wir leben. In ihr sollen wir dem Leben trauen und das Leben stärken. Unsere Sehnsucht gilt dem Leben, der Liebe und dem Glück. Deshalb sind jetzt Klugheit und Zurückhaltung angebracht, damit wir nicht – obwohl wir füreinander Boten des Lebens und Glücks sein wollen – durch eine Vielzahl von unregulierten Kontakten zu Boten des Todes und des Unheils werden. Anderthalb Meter leiblicher Abstand können und dürfen eine Verschmelzung der Herzen und Seelen nicht aufhalten!

Es ist völlig neu und ungewohnt – auch für mich selbst – jetzt nicht (mehr) mittendrin zu sein, selbst Abstand zu halten und die meisten Dinge im »Home office« zu erledigen. Darin steckt ja das schöne (lateinische) Wort *officium*; so wird in der Kirche auch das Stundengebet bezeichnet. Es meint aber auch die Pflicht, die zu erfüllen Not tun und Not wendet.

Ich bin froh, dass wir in unserer Zeit mit vielen technischen Gaben beschenkt sind, die uns helfen, im Kontakt zu bleiben und im Denken, Danken, Bitten und Beten miteinander verbunden zu sein. Und wenn mich ein innerer Impuls zu sehr zur Tat – die letztlich aber in dieser Situation unvernünftig wäre – treiben will, dann tröstet mich der Blick auf Jesus im Satz des Evangelisten Johannes: »Er blieb noch zwei Tage an dem Ort, an dem er sich aufhielt«. Bleiben wir bei ihm. Amen.

Predigt

5. Fastensonntag /A

29. März 2020

*Propst Jürgen Cleve*



*Herr, wärst Du hier gewesen...*